

Care und Warenform – eine Mesalliance

Die technische Entwicklung macht immer mehr Arbeit überflüssig. Um weiterhin Menschen in Beschäftigung zu bringen, wird daher Ausschau nach Produktionszweigen gehalten, in denen Arbeitskraft nicht so leicht zu ersetzen ist. Dabei gelten vor allem die ›personennahen Dienstleistungen‹ als Hoffnungsträger. Mit diesem Thema bzw. dem mit Abstand bedeutendsten Teilbereich der so genannten Care-Tätigkeiten¹ beschäftigt sich insbesondere die Schweizer Ökonomin Mascha Madörin. Care ist der zentrale Begriff ihrer theoretischen Arbeit. Unter diesen fasst Madörin (2011: 68, Endnote) alle bezahlten und unbezahlten Tätigkeiten, die der direkten und indirekten Sorge für und der Versorgung von Menschen dienen, darunter auch privat verrichtete Hausarbeit. Madörin (2010: 86) weist selbst ausdrücklich auf die weitgehende Übereinstimmung ihres Konzepts mit dem Begriff der ›personenbezogenen Dienstleistungen‹ hin. Dabei definiert sie (ebd.: 87) personennahe Dienstleistungen als Arbeiten, die ohne Gegenwart der Empfänger der Dienstleistung nicht möglich sind, denn Produktions- und Konsumtionsprozess fallen hier zeitlich zusammen. Madörins (ebd.: 92) zentrales Anliegen ist »die Sichtbarmachung der Arbeit der Frauen«, unabhängig davon, ob ein Entgelt gezahlt wird oder nicht. Im Zusammenhang mit den unbezahlten Tätigkeiten, die vorwiegend von Frauen im privaten Bereich verrichtet werden, spricht sie auch von einer ›anderen Ökonomie‹, wobei es ihr darum geht, ein Zusammendenken der Ökonomie und jener ›anderen Ökonomie‹ zu ermöglichen (ebd.: 85f.). Es stellt sich jedoch die Frage, inwiefern dies innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftungsform möglich ist. Oder handelt es sich bei der Ausgliederung der *nichtvergüteten*, für die Reproduktion der Gesellschaft und der Gattung unersetzlichen Care-Tätigkeiten aus dem Ökonomischen – sowie ferner bei der Inferior-Setzung der meisten *vergüteten* Care-Arbeiten – nicht um eine strukturelle Eigentümlichkeit der kapitalistischen Vergesellschaftungsform, die sich nur gemeinsam mit dieser aufheben lässt?

Welcher Wert?

Dr. phil. Peter Samol

Der Autor (*1963) ist Soziologe und arbeitet zurzeit als freier Journalist. Er ist Mitglied der Gruppe Krisis (www.krisis.org).

Madörins Begriff der ›anderen Ökonomie‹ rührt aus der Spannung zwischen der unbestrittenen Notwendigkeit der Care-Tätigkei-



ten für die biologische und soziale Reproduktion der Gesellschaft einerseits und ihrer Nicht-Anerkennung als ökonomische Betätigung andererseits. Zugleich weisen die Begriffe ›Care‹ und ›andere Ökonomie‹ ein Defizit hinsichtlich der ökonomischen Formbestimmung auf. Indem Madörin (2010: 87) Care-Tätigkeiten dadurch charakterisiert, dass sie 1) der direkten Sorge um und der Versorgung von Menschen dienen, deshalb 2) in Anwesenheit der Leistungsempfänger verrichtet werden müssen, wodurch 3) Konsumtion und Produktion in aller Regel zusammenfallen, bezieht sie sich auf rein stoffliche Kriterien und ignoriert damit zugleich die Frage der ökonomischen Formbestimmung. Girschner (2003: 39f.) wendet in seiner Kritik am landläufigen Dienstleistungsbegriff ein, dass das Kapitalverhältnis den rein stofflichen Bestimmungen (wie etwa Anwesenheit, Versorgung von Menschen etc.) völlig äusserlich und unverbindlich gegenübersteht. Schon Rosa Luxemburg (1966: 39 u. 65) beklagte sich darüber, dass die ökonomischen Theoretiker seit Adam Smith bei der Analyse der kapitalistischen Gesellschaftsform stoffliche Momente und Wertverhältnisse durcheinanderwerfen. Was im Kapitalismus zählt, sind nicht stoffliche Eigenschaften, sondern der *Wert*. In diesem Sinne lassen sich Dienstleistungen nicht unter einem oder mehreren ausgesuchten stofflichen Kriterien zusammenfassen, sofern es um ihre ökonomische Funktion innerhalb der *kapitalistischen* Vergesellschaftungsform geht. In Bezug auf Care bedeutet das, dass Sorge, Anwesenheit und sofortiger Konsum im Hinblick auf Verwertung und Kapitalakkumulation keine relevanten Begriffe sind. Zweifellos vermehren Care-Tätigkeiten den stofflichen Reichtum der Gesellschaft, weil hierzu auch das Wohlergehen der Menschen gehört. Aber so unverzichtbar sie auch sein mögen – wenn man auf die Formbestimmung der Care-Tätigkeiten innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise verzichtet, dann kann es nicht gelingen, die ökonomischen Zusammenhänge, in denen sie angesiedelt sind, zu erfassen. Im Folgenden soll die Formbestimmung nachgeholt werden. Dazu ist es notwendig, die verschiedenen ökonomischen Sphären, in den Care-Tätigkeiten verrichtet werden, einzeln zu betrachten, weil gemeinsam mit ihnen auch die ökonomische Form wechselt.

Im abgespaltenen Bereich: Care in der häuslichen Sphäre

Die Gesellschaft existiert überhaupt nur auf der Grundlage grosser Mengen unbezahlter Tätigkeiten, die meist von Frauen im häuslichen Bereich verrichtet werden. Hier werden unverzichtbare Beiträge für den *stofflichen* Reichtum der Gesellschaft geleistet, zugleich findet jedoch kei-

ne kapitalistische Wertschöpfung statt. Das liegt daran, dass die Verrichtungen nicht gegen Geld getauscht werden und damit auch zu keinerlei Kapitalakkumulation beitragen. Bauhardt und Caglar (2010: 10) sind zwar der Auffassung, es sei lediglich der Analyseebene geschuldet, dass »die wirtschaftswissenschaftliche Dichotomisierung von so genannten produktiven (d.h. im Rahmen von Lohnarbeit verrichteten) und so genannten reproduktiven (d.h. unentgeltlichen Handlungen im Rahmen des Kümmerns um Menschen) Tätigkeiten in der realen Welt keine Entsprechung hat«, und auch Madörin (2011: 61) meint, dass es lediglich der Einführung neuer Kategorien bedürfte, welche die unbezahlten Tätigkeiten als ›Arbeit‹ und die Haushalte als ›Orte der Produktion‹ erfassen. Fraglich ist jedoch, ob hier lediglich Begriffsarbeit gefordert ist. Nach Auffassung der wertabspaltungskritischen Theoretikerin Roswitha Scholz haben geschlechtsspezifische Asymmetrien ihren Grund nicht in unzutreffenden Kategorien oder falschen Analyseebenen, sondern sind vielmehr einem strukturfunktionalen Moment geschuldet, das Scholz als *Abspaltungsverhältnis* bezeichnet.

Scholz' Begriff der ›abgespaltenen Sphäre‹ hat die gleiche Extension wie Madörins Begriff der ›anderen Wirtschaft‹. Zugleich repräsentiert er jedoch einen vollkommen anderen Ansatz. Die Differenzen beginnen damit, dass Madörin (2011: 66) behauptet, die ›andere Wirtschaft‹ habe es schon immer gegeben und es werde sie immer geben. Scholz (1992) dagegen setzt das Abspaltungsverhältnis in einen historischen Kontext und weist auf die Möglichkeit seines Verschwindens hin. Demnach gab es einmal eine Zeit, in der Erziehung, Pflege, Hausarbeit etc. keinem abgesonderten Bereich zugewiesen waren. Erst im Lauf der Zeit kam es zur Ausbildung einer privaten Sphäre einerseits und einer öffentlichen Sphäre andererseits. Erstere wurde idealtypisch ›weiblich‹ besetzt und beinhaltet unter anderem Familie, Fürsorge, Sexualität etc.; die öffentliche Sphäre wurde dagegen männlich konnotiert und umfasst die Verrichtung abstrakter Arbeit sowie öffentliche Momente wie etwa den Staat (Scholz 1992: 5). Je deutlicher diese Sphären im Lauf der Zeit voneinander geschieden wurden, desto eindeutiger bildete sich die Verhäuslichung der Frau und die Ausgrenzung des Weiblichen aus der ökonomischen Betätigung heraus (ebd.: 6f.).

Laut Scholz (1992: 1) sind Versuche, die »Hausarbeit in denselben Rang wie Lohnarbeit, d.h. abstrakte Arbeit, zu heben«, zum Scheitern verurteilt, »da die fälschlicherweise so bezeichnete ›Produktion von Leben‹ mit Kategorien erfasst werden soll, die auf die Produktion von Waren zugeschnitten sind« (ebd.). Nach Scholz braucht sich die Frauenbewegung gar nicht anzuschicken, weibliche Tätigkeit zum Beweis ihres



moralischen und ökonomischen Werts in ›Arbeit‹ umzudefinieren. Madörin (2011: 68) spricht in diesem Zusammenhang von einer Besonderheit der ›Austauschprozesse‹ in der ›Care-Ökonomie‹; diese bestehe unter anderem in den persönlichen Bindungen (ebd.), die in Familien die entscheidende Rolle spielen. Hier ist – gegen Madörins Intention – festzustellen, dass es äusserst problematisch wäre, familiäre Beziehungen zu ökonomisieren. Würden Tätigkeiten innerhalb der Familie zu Arbeit im kapitalistischen Sinne, dann würden damit zugleich sämtliche Beziehungen zu Waren. Aber in Warenbeziehungen treffen nur isolierte Privatproduzenten in einem geldvermittelten Austauschprozess aufeinander. Wer möchte schon seine eigenen Angehörigen zu seinen zahlenden Kunden machen? Ganz abgesehen davon, dass dies schon an der mangelnden Zahlungsfähigkeit der Kinder scheitern würde.

Nach Scholz (1992: 4) ist »Arbeit nicht in der Lage, sämtliche Bereiche der gesellschaftlichen Reproduktion zu erfassen. Alles, was in der abstrakten Wertform an sinnlichem Inhalt nicht aufgeht, aber trotzdem Voraussetzung gesellschaftlicher Reproduktion bleibt, wird an die Frau delegiert« und damit von der Wertverwertung abgespalten. Bei der ›Arbeit‹ handelt es sich um ein grundsätzlich männliches Prinzip, das mit asymmetrischen Geschlechterbeziehungen, sprich: mit Männerherrschaft einhergeht (ebd.: 2). Arbeit ist im Kapitalismus das gesellschaftliche Syntheseprinzip schlechthin. Andererseits bedarf es aber als Voraussetzung der Verhältnisse, in denen Arbeit und Kapital allein existieren können, jener Tätigkeiten, die nicht unter den Arbeitsbegriff fallen und auch logisch nicht unter ihn fallen können: »Die Herrschaft der Arbeit ist ohne einen umfänglichen Sektor von ›Schattentätigkeiten‹ gar nicht denkbar, die sich ihrem Inhalt nach (...) der Organisation als Erwerbsquelle sperren. Keine Gesellschaft kann existieren, ohne dass die Kinder betreut werden und ohne dass Menschen für sich und andere die tägliche Reproduktion erledigen. Die Adellung der Arbeit zur einzig gültigen gesellschaftlichen Tätigkeitsform fällt mit der Abwertung dieser Tätigkeiten zusammen, die zugleich strukturell ›weiblich‹ eingeschrieben und in der Regel Frauen zugewiesen werden« (Lohoff 2007: 3).

Durch die geschlechtsspezifische Konstitution des Werts werden auch die Geschlechterrollen hervorgebracht. In diesem Zusammenhang kommt es zur Abspaltung innerpsychischer Momente, die zwar für die Betätigung innerhalb der Wertform schädlich, jedoch für die Reproduktion der Menschheit unverzichtbar sind. Diese werden der Frau zugeschrieben. Das Ergebnis ist eine Polarisierung der Geschlechtercharaktere. Dabei ist es Scholz (ebd.: 5) wichtig, darauf hinzuweisen, dass die weiblich konnotierten Eigenschaften wie z.B. Sinnlichkeit und Emo-

tionalität nicht ›weibliche‹ Eigenschaften schlechthin darstellen, sondern ein Kulturprodukt sind.

Aufgrund der Analyse von Roswitha Scholz ist zu konstatieren, dass Madörins (2010: 82) Auffassung, wonach unbezahlte Arbeit als Teil wirtschaftlichen Handelns angesehen werden könne und deshalb Teil ökonomischer Analysen sein müsse, zu widersprechen ist. Zweifellos liefern die Care-Tätigkeiten aus dem abgespaltenen Bereich unentbehrliche stoffliche Voraussetzungen für die Reproduktion der Gesellschaft, aber zugleich stehen sie der Form nach ausserhalb. Hier wird keine ›Arbeit‹ im kapitalistischen Sinne verrichtet, weil keine verkäuflichen Waren produziert werden. Daher findet aus der Perspektive der Wertverwertung keine Wertschöpfung statt, weshalb dieser Bereich als inferior gilt. Wenn man den Frauen wirklich zu ihrem Recht verhelfen will, dann muss die Konstitution des Wertverhältnisses und damit die geschlechtlich-patriarchale Voraussetzung von Warenproduktion und Warentausch selbst ins Visier genommen werden (Scholz 1992: 14).

Im einfachen Tauschverhältnis: Care im Bereich der haushaltsnahen Dienstleistungen

Ein wichtiges Ergebnis des vorangehenden Abschnitts besteht darin, dass Care-Tätigkeiten nur ›Arbeit‹ darstellen, wenn sie gegen Geld verrichtet werden. So werden sie zu Waren und sind zugleich den Regeln der kapitalistischen Verkehrsform unterworfen. Gegenwärtig ist im Bereich der Pflegetätigkeiten ein Trend weg von der Pflege durch Angehörige hin zur Pflege durch bezahlte Kräfte zu verzeichnen, weil Frauen immer häufiger berufstätig sind und weil aufgrund rückläufiger Geburtenzahlen Kinder fehlen, die später ihre Eltern pflegen können (Bauermann 2010: 13). Daher müssen Care-Tätigkeiten zunehmend an bezahlte Arbeitskräfte ausgelagert werden. Damit finden sie im Rahmen geldvermittelter Warenbeziehungen statt, was sie wiederum in den Status der ›Arbeit‹ erhebt.

Im Fortgang der Formbestimmung ist nun zu untersuchen, in welchem ökonomischen Rahmen besagte Care-Tätigkeiten verrichtet werden. Hier geht es um Fälle, in denen eine externe Kraft in den Haushalt geholt wird, die auf eigene Rechnung arbeitet. Es existiert also kein über dieser Kraft stehendes Kapital, das als ›Arbeitgeber‹ fungiert. Daher haben wir es hier mit einem einfachen Tauschverhältnis zu tun, bei dem das eingenommene Geld nicht dem kapitalistischen Selbstzweck der Kapitalakkumulation unterworfen ist, sondern allein dem Lebensunterhalt der Arbeitskraft dient. Dabei wird ökonomischer Wert nur im kurzen Augenblick des Austausches von Arbeitsprodukten konstituiert (siehe



Girschner 2003: 106), wonach er sogleich wieder verschwindet. Dieser Zustand entspricht dem Dienstleistungsbegriff, wie man ihn bei Adam Smith und bei Marx vorfindet. Die Produktion von Dienstleistungen ist hier lediglich »Produktion von unmittelbaren Gebrauchswerten; nicht von Werten« (MEW 42:381), sie »dient also nur zur Befriedigung von unmittelbaren Bedürfnissen« (Ebd.: 198, vgl. Smith 2003: 272f.). Geld nimmt dabei nicht die Funktion als Kapital ein, sondern ist lediglich Zirkulationsmittel. Aber ohne Kapitalverhältnis ist Arbeit nicht produktiv. Das wird sie erst im Rahmen des entwickelten Tauschwertes, der sich vom einfachen Austausch dadurch unterscheidet, dass der Wert in der Produktion selbstzweckhaft vermehrt wird. Diesem eigentlichen Zweck dient die Arbeit im Kapitalismus; wenn sie das nicht tut, ist sie unproduktiv.

Weitergegebener Wert: Care durch staatlichen Transfer

Es existiert ein weiterer Bereich, in dem Care lediglich unproduktive Arbeit darstellt. In diesem tritt der Staat als Geldgeber auf. Das hat seinen Grund darin, dass die zentralen Bereiche für bezahlte Care-Arbeiten vor allem bei Bildung, Pflege und Gesundheit liegen. Die betreffenden »Dienstleistungen (...) können sich Normalverdienende nur leisten, wenn der Staat mitfinanziert. Deshalb hängen die Arbeitsplätze dieser Branchen wesentlich von öffentlichen Transferzahlungen ab« (Madörin 2011: 63). Das wiederum ist im Hinblick auf den Kapitalverwertungsprozess problematisch, denn der Staat kann nichts anderes tun, als das Geld von wertschöpfenden Branchen zu nehmen und es in den Care-Bereich umzuleiten. Damit werden die entsprechenden Tätigkeiten jedoch zu unproduktiver Arbeit, denn der öffentliche Sektor ist dann von der Kapitalakkumulation anderer Branchen abhängig (vgl. Bischoff & Herkommer 1988: 72). Es handelt sich hier also nicht um genuine Wertschöpfung, sondern um alimentierten Konsum, was sich auch darin zeigt, dass Bildung, Gesundheit etc. in Krisenzeiten zurückgebaut werden.

Care im Kapitalverhältnis

Die einzige Möglichkeit, Care-Tätigkeiten zu produktiven Arbeiten zu machen, besteht darin, sie in der Sphäre der kapitalistischen Betätigung anzusiedeln und aus ihnen gewinnträchtige Geschäftsfelder zu machen. Dann müssten sie aber auch Renditen abwerfen und sich den entsprechenden Spielregeln unterwerfen. Zu diesem Zweck müssten Care-Arbeiten unter die Ägide eines fungierenden Kapitals treten. Hier würden

sie nicht nur Gebrauchswerte schaffen, sondern Waren, die jeweils ein bestimmtes Quantum zur gesamtgesellschaftlichen Wertmasse beitragen. Diese Waren repräsentierten entwickelten Wert (inklusive des kapitalvermehrenden Mehrwerts), der auch nach dem Tausch bestehen bliebe und mittels Neuinvestition in eine unendlich weitergehende Verwertungsbewegung einginge. Damit diese nicht ins Stocken geriete, müsste alles darin Involvierte den Erfordernissen des Verwertungs geschehens unterworfen werden. Im Kapitalverhältnis kommt menschlichen Bedürfnissen aber nur dann ein Existenzrecht zu, wenn sie sich in zahlungskräftige Nachfrage übersetzen lassen. Die Menschen, denen die Zuwendung gilt, sind jetzt Kunden, deren Geld als vermittelnde Instanz zwischen die Menschen und ihre Versorgung tritt beziehungsweise dessen Fehlen zum unüberwindlichen Hindernis wird. Nun gelten aber die meisten Care-Tätigkeiten jungen, alten oder kranken Menschen. Es sind also gerade »jene, die keine Gegenleistung erbringen können« (Haug 1990, zitiert nach Scholz 2000: 89). Das heisst, die Empfänger der Leistungen verfügen häufig nicht über genügend finanzielle Mittel, um die an ihnen verrichteten Arbeiten zu bezahlen. Auch Angehörige sind schnell überfordert. Das ist der Grund, warum häufig der Staat wieder eingreifen muss. Sofern dieser jedoch wieder andere Wertschöpfungsquellen anzapfen muss, ist die Arbeit wieder Reichtum (im kapitalistischen Sinne) verzehrend und damit unproduktiv.

Madörin macht für Care-Arbeiten im Kapitalverhältnis ein anderes Problem aus: die ›Kostenkrankheit‹ (›cost disease‹). Dieser Begriff wurde 1967 vom amerikanischen Wirtschaftstheoretiker William Baumol geprägt. Er (1967: 413f.) unterscheidet zwei ökonomische Sektoren: den technologisch fortgeschrittenen Sektor 2, in dem Produktivitätssteigerungen immer höhere Produktmengen pro Arbeitsstunde hervorbringen, und den Sektor 1, in dem es aus stofflichen Gründen allenfalls sporadische Produktivitätsfortschritte geben kann (in diesen fallen auch Care-Arbeiten). Baumol geht davon aus, dass die Löhne im Sektor 2 gemeinsam mit der Produktivität steigen. Ferner meint er, dass sich die Löhne in beiden Sektoren gemeinsam bewegen, weil auf dem Arbeitsmarkt Mobilität existiert (ebd. 417), die so lange zu Migrationsbewegungen in den Sektor 2 führt, bis sich die Löhne in beiden Bereichen angeglichen haben. Dadurch steigen aber die Stückkosten im Sektor 1 enorm an, während sie im Sektor 2 konstant bleiben, weil die höheren Löhne durch die höhere Produktmenge ausgeglichen werden (ebd.: 418). Das hat, so Baumol, wiederum zur Folge, dass der Produktionsumfang im Sektor 1 unaufhaltsam zurückgeht, weil dieser Sektor unter zu hohen Arbeitskosten leidet und langfristig gegen Null tendiert. Da-



mit werden viele wichtige Bereiche in ihrer Existenz bedroht, darunter auch Bildung und Gesundheit. Laut Baumol (ebd.: 421f.) kann man nichts tun, um diese Entwicklung zu stoppen.

Dagegen ist einzuwenden, dass Produktivitätssteigerungen zwar anfänglich jenen Unternehmen höhere Profite einbringen, die als erste eine produktivere Technologie anwenden – das ist der so genannte Extraprofit. Dieser erstreckt sich aber niemals auf eine ganze Branche. Denn sobald die anderen Betriebe der Branche nachgerüstet haben, erfolgt zugleich eine Verallgemeinerung des neuen Produktivitätsstandards, die wiederum konkurrenzbedingt zu einer allgemeinen Preissenkung der betreffenden Produkte führt. Wenn Waren mit einem geringeren Arbeitsaufwand produziert werden können, enthalten sie nämlich weniger Wert. Folglich steigen nicht die Löhne, sondern werden beispielsweise Industriewaren im Vergleich zu Care-Dienstleistungen immer billiger. Damit werden letztere zwar relativ zum Industriesektor teurer, aber nicht weil die Löhne steigen. In diesem Zusammenhang ist auch Baumols Annahme von der Mobilität der Beschäftigten zwischen den beiden Sektoren fragwürdig. Diese setzt implizit voraus, dass im produktiveren Sektor freie Arbeitsplätze vorhanden sind. Das war im Jahr 1967 häufig der Fall, denn damals herrschte Vollbeschäftigung. Seit Beginn der 1970er-Jahre beschränkt jedoch eine weltweite basale Arbeitslosigkeit die Möglichkeiten, von einem schlechter bezahlten in einen besser bezahlten Job zu wechseln. Das wiederum macht die Baumolsche ›Kostenkrankheit‹ zu einer anachronistischen Diagnose. Faktisch drücken sich Produktivitätsunterschiede zwischen verschiedenen Sektoren heutzutage in Form von Niedriglöhnen und schlechten Arbeitsbedingungen im weniger produktiven Bereich aus. So ist neben der Hightech-Industrie eine prekäre Dienstleistungswirtschaft entstanden. Darunter fällt auch der Care-Bereich. Höheren Gehältern steht hier nicht zuletzt die schon erwähnte mangelnde Zahlungsfähigkeit der Leistungsempfänger entgegen. Auch die staatlichen Gelder fließen aufgrund des stetigen Fortfalls lebendiger Arbeitskraft und der damit schrumpfenden Wertschöpfung in den wertproduktiven Branchen immer spärlicher. Das ist die eigentliche Kostenkrankheit.

Schlussfolgerung: Raus aus der Arbeitsgesellschaft!

Mit ihren Care-Tätigkeiten leisten Menschen, darunter grösstenteils Frauen, viele unentbehrliche Beiträge zur stofflichen Reproduktion der Gesellschaft. Aber obwohl sie unverzichtbar sind, ist das Wertschöpfungspotenzial dieser Tätigkeiten sehr begrenzt. Zunächst einmal stellt

der überwiegende Teil der Care-Tätigkeiten keine ›Arbeit‹ dar, weil er im abgespaltenen Privatbereich verrichtet wird. Damit ist er nicht in die kapitalistische Wertform inkludiert, sondern von ihr abgespalten. Ein weiterer Teil findet nur im Rahmen einfacher Tauschverhältnisse statt oder existiert nur auf der Grundlage staatlicher Finanzierung. Zwar wird in beiden Fällen bezahlte Arbeit geleistet, die jedoch nicht wertproduktiv ist, weil sie entweder nicht unter der Ägide des Kapitals erfolgt und daher kein kapitalistisches Verwertungsgeschehen darstellt, oder weil anderswo stattfindende Wertschöpfung angezapft wird und insofern nur Wertweitergabe und nicht Wertproduktion stattfindet. Sofern Care-Arbeiten schliesslich unter einem Kapitalverhältnis verrichtet werden, sind sie zwar wertproduzierend, stossen aber rasch auf das Problem der mangelnden Zahlungsfähigkeit eines Grossteils der Leistungsempfänger.

Generell stellt der Versuch, Care unter das Wertgesetz zu bringen, ein fragwürdiges Unterfangen dar. Die entsprechenden Unterordnungen gehen nämlich auch mit massiven Veränderungen des Charakters der Einrichtungen einher, zum Beispiel der Pflege mit der Stoppuhr. Damit stellt sich die Frage, ob dies wirklich erstrebenswert sei. Und auch die Frage, ob sich der Feminismus wirklich auf die Wertform hin orientieren und versuchen solle, Care darin zu etablieren. Sollte es nicht besser darum gehen, die gesamte Produktion und Reproduktion der Menschen aus der Wertform herauszubekommen, anstatt ihr immer mehr Bereiche des menschlichen Lebens zu unterwerfen? In diesem Zusammenhang stellt das Abspaltungsverhältnis keineswegs einen ›Nebenwiderspruch‹ dar, sondern ist vielmehr wesentliche Voraussetzung für das Wertverhältnis. Beide Verhältnisse können aber nur zugleich aufgehoben werden.



Anmerkung

1 Aus Gründen, die weiter unten deutlich werden, ziehe ich es vor, den Begriff *Care-Tätigkeiten* statt *Care-Arbeiten* zu verwenden.

Literatur

- Bauhardt, Christine; Gülay Caglar (Hrsg.): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden 2010, S. 7-15.
- Baumann, Daniel: *Pflege grösser als Autoindustrie*. In: *Frankfurter Rundschau* vom 9.8.2010.
- Baumol, William J.: *Macroeconomics of Unbalanced Growth: The Anatomy of Urban Crisis*. In: *The American economic review* Bd. 57/1967, S. 415-426.
- Bischoff, Joachim; Sebastian Herkommer: *Die grosse Hoffnung und die Krise des Kapitalismus*. In: *Steinkühler, Franz (Hrsg.): Zwischen Aufstieg und Rationalisierung. Die Angestellten*. Hamburg 1988, S. 64-88.
- Girschner, Christian: *Die Dienstleistungsgesellschaft. Zur Kritik einer fixen Idee*. Köln 2003.
- Lohoff, Ernst: *Arbeitsterror und Arbeitskritik*. www.krisis.org/2007/arbeitsterror-und-arbeitskritik, 2007.
- Luxemburg, Rosa: *Die Akkumulation des Kapitals*. Frankfurt am Main 1966 (nach der 2. Aufl. von 1923).
- Madörin, Mascha: *Das Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten: Eine feministische Sicht*. In: *Denknetz-Jahrbuch 2011: Gesellschaftliche Produktivität jenseits der Warenform*. Zürich 2011.
- Madörin, Mascha: *Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften*. In: *Bauhardt, Christine; Gülay Caglar: Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden 2010, S. 81-104.
- Marx, Karl: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. MEW 42, Berlin 1983.
- Samol, Peter: *Kreislaufprobleme. Warum Dienstleistungen als tragender Wirtschaftszweig nicht in Frage kommen*. In: *Streifzüge* Nr. 45, April 2009, S. 12-14.
- Scholz, Roswitha: *Der Wert ist der Mann*. *Krisis* Nr. 12/1992, S. 19-52. www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=23&posnr=25&backtext1=text1.php
- Scholz, Roswitha: *Das Geschlecht des Kapitalismus*. Bad Honnef 2000.
- Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen*. München 2003 (1789).